



Julia Amalia Heyer

**FRANKREICH
ZWISCHEN
LE PEN UND MACRON**

dtv

SPIEGEL
BUCHVERLAG

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Das Buch ist auch als eBook erhältlich.



Deutsche Erstausgabe 2017
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe:
In Kooperation mit dem SPIEGEL-Verlag
Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, Hamburg 2017
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky/dtv
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26156-2

Für Golda

INHALT

Vorwort	9
1 Wie man sich bettet, so liegt man	13
2 Marine	42
3 Jean-Marie	57
4 Wofür steht der »neue« Front?	70
Wie rechts, wie extrem ist der Front unter Marine Le Pen?	71
Marine in ihren eigenen Worten	84
5 Die Professionalisierung des Front National	97
Florian Philippot. Nummer 2 der Partei	97
Die Graswurzelstrategie: Der Front macht jetzt Lokalpolitik, und zwar äußerst erfolgreich	108
Die Souveränistin: La diplomatie mariniste. Le Pen, Petry, Wilders und Co. Das Gegen-Europa	113

6 Marion	122
7 Präsidentschaftswahl 2017	134
Frankreich – Grundsätzliches	134
Ein aberwitziger Wahlkampf	144
Emmanuel Macron, der Neue	144
Alles anders	160
Analyse und Ausblick	171
Literaturverzeichnis	187

Vorwort

Es ist gar nicht so leicht, mit der Geschichte mitzuhalten. Vor allem, wenn sie sich so rasant geriert wie in der französischen Politik im vergangenen Jahr.

Wenn vermeintliche Gewissheiten platzen wie Seifenblasen, wenn Protagonisten, die quasi jahrzehntelang die politische Sphäre prägten, plötzlich verschwinden, ja geradezu eliminiert werden, und zwar einer nach dem anderen. Dann ist das vor allem eines: brutal spannend. Die spannendste amerikanische Fernsehserie aller Zeiten, schrieb jemand auf Twitter. »Besser als Borgen«, befand der Schriftsteller Michel Houellebecq, gewohnt lakonisch.

Man hatte sich ja auch viel zu lange schon an diesen Stillstand, diese Art mentaler Stagnation gewöhnt. *L'immobilisme*: ein Schlüsselwort für dieses Frankreich vor dem Jetzt. Das Unbewegliche, das Starre, viel zu viel und viel zu häufig zitiert: die verkrusteten Strukturen.

Aus diesem *Immobilisme* schien kein Weg herauszuführen – kein noch so großartig verkündetes Versprechen, alles anders zu machen, konnte ihm etwas anhaben. Die Politik, sie verharrte im Ewigselben.

Deshalb war es natürlich wirklich ein bisschen so, wie Marine Le Pen mit Walkürenstimme stets überall von den Podien rief. Dass es, egal, wer regiere, irgendwie immer auf dasselbe hinaus-

laufe. Und der Fehler lag nicht bei den Franzosen, denn die versuchten tatsächlich, zunehmend verzweifelt, zunehmend resigniert, den Wechsel zu wählen. So mutig und entschieden wie jetzt, im Mai 2017, haben sie es allerdings noch nie getan.

Nach Chirac, dem starren Alten, wählten sie den jüngeren, dynamischen Sarkozy – enttäuscht wurden sie trotzdem. Danach entschieden sie sich für Sarkozys Antipoden – François Hollande. Der war in so ziemlich allem genau das Gegenteil von seinem Vorgänger, nur in einem nicht: Als Präsident war auch er eine kolossale Enttäuschung.

Und so fragte man sich als Beobachter in den vergangenen Jahren immer ein bisschen bang, ein bisschen gelangweilt, wo das alles noch hinführen sollte. Die Prognosen, die Diagnosen – sie waren so lange schon bekannt. Ihre Kernthese lautete: Wenn dies und jenes nicht endlich geändert würde, dann käme irgendwann der Front National an die Macht.

Dachte man, sagte man bereits 2002 – der Einzug von Jean-Marie Le Pen in die Stichwahl damals: ein Warnschuss. Wir müssen Lehren daraus ziehen, hieß es im Folgenden, vor jeder noch so kleinen Wahl. Nur: Es passierte nichts weiter.

Im Gegenteil: Auch diejenigen, die ein ums andere Mal schworen, begriffen zu haben und alles anders machen zu wollen, wurschtelten schlicht weiter, jeder auf seine Weise. Eigentlich gab es nur eine, die aus all dem eine Lehre zog und es tatsächlich anders machte: Marine Le Pen.

Sie war diejenige, die als Erste begriff, dass das Zweiparteiensystem dem Untergang geweiht war, wenn es sich derart beliebig zeigte. Wenn es keine Alternativen mehr anzubieten vermochte, sondern immer nur mehr vom Gleichen. Sie begriff, dass mit dem Zerfall des Zweiparteiensystems das politische und soziale Modell der Republik als Ganzes in Frage stand, deren Verfasstheit. Und dass dadurch Nischen entstehen würden, die sie sich zunutze machen konnte. Marine Le Pen war auch diejenige, die aufhorchte, als die französische Gesellschaft langsam begann,

sich anders zu sortieren. Das war lange bevor Emmanuel Macron die Bühne betrat.

Sie zog, als Einzige, Schlüsse aus der Ablehnung des europäischen Verfassungsreferendums 2005, als die Franzosen zum ersten Mal deutlich machten, dass es so nicht weitergehen konnte. Dass eine Mehrheit nicht mehr einverstanden war mit dem, wie die Dinge liefen.

Bereits hier deutete sich an, dass das lange eingeübte Rechts-Links-Schema langsam, aber sicher an sein Ende gelangte. Denn von nun an gab es diejenigen, die ein offenes Frankreich wollten, europäisch und seinen Nachbarn zugewandt – und diejenigen, die sich einigeln und sich selbst genügen wollen. Die sich nach dem Frankreich der Trente Glorieuses zurücksehnten, der fetten Jahre zwischen den 50ern und 70ern, vor den globalen Großkrisen. Man kann dieses Frankreich selbstverständlich nur sehr überspitzt in zwei Teile teilen, aber indem man es tut, wird deutlich, dass eine Nation sich da im Widerstreit mit sich selbst befindet. Es gibt die Optimisten, die nach vorne schauen und Herausforderungen auch als eine Chance begreifen wollen – und zugleich gibt es die Pessimisten, die die Zeit lieber zurückdrehen würden, ins Früher, als alles vielleicht besser, vor allem aber einfacher schien.

2011, es ist noch gar nicht so lange her, übernahm Marine Le Pen den Vorsitz der Partei, die ihr Vater mitbegründet hatte – und richtete sie in den folgenden Jahren, bis heute, nach diesen Prämissen aus. Erst ihre Strategie ermöglichte den Aufstieg des Front National zu einer großen politischen Kraft. Denn anders als bei ihrem Vater 2002 war der Grund für den Einzug Marine Le Pens in die Stichwahl keine mehr oder minder diffuse Unmutsäußerung. Fast elf Millionen Franzosen entschieden sich dafür, Marine Le Pen zu wählen – und damit das, wofür sie steht. Für den Euroausstieg, für Allianzen mit Wladimir Putin und Donald Trump, natürlich auch für die Rente mit 60 und die »nationale Priorität«, festgeschrieben in der Verfassung.

Es war auch der Aufstieg von Le Pens Front National, der den Zerfall des politischen Systems Frankreichs, wie es bisher war, befördert hat – und den dieses Buch nachvollziehen will.

Ihn zu verstehen, ist nicht zuletzt deshalb wichtig, weil er die Weichen für Emmanuel Macrons Wahlsieg gestellt hat. Dass derjenige, der bis vor drei Jahren den Franzosen noch weitgehend unbekannt war, jetzt Präsident werden konnte, ohne dabei von einer etablierten Partei unterstützt zu werden, ist ein Ergebnis dieses Umbruchs. Es war Alexis de Tocqueville, der in ›L' Ancien Régime et La Révolution‹ am allerschönsten dargelegt hat, dass die Revolution den Absolutismus höchstens kurz unterbrochen hat – er aber seither, in abgeschwächter, in veränderter Form nach wie vor Ausdruck im entsetzlich höfischen Protokoll der Republik findet. Machtausübung in Frankreich ist – Nationalversammlung hin oder her – noch immer eine unfassbar vertikale Sache. Denn Frankreich funktioniert, politisch und sozial, in gewisser Weise immer noch wie das *Ancien Régime*.

Die Frage ist, was jetzt kommt. Geht es grundsätzlich so weiter, hatte Raymond Aron recht, als er sagte, in Frankreich passiere »von Zeit zu Zeit eine Revolution, nie aber Reformen« – oder ist dieses Modell jetzt, 2017, tatsächlich an seine Grenzen gekommen?

Wohin das Ganze führt – und ob es Emmanuel Macron tatsächlich gelingt, sein Versprechen zu halten und »alles dafür zu tun, damit es keinen Grund mehr gibt, für extreme Parteien zu stimmen«, das wird sich in den nächsten Jahren zeigen. Denn dem Wunder seines Wahlsiegs werden weitere folgen müssen, um Frankreich, dieses gespaltene Land, wieder mit sich selbst zu versöhnen.

Julia Amalia Heyer, Paris, im Mai 2017

1 Wie man sich bettet, so liegt man

Wie die Präsidenten François Hollande und Nicolas Sarkozy den Aufstieg des Front National befördern

Es mag ein äußerst gemeiner Zufall der Geschichte sein, dass Frankreich ein Jahrzehnt lang von zwei Männern regiert wurde, die – jeder auf seine Weise – grandios an ihrer Aufgabe gescheitert sind. Nicolas Sarkozy und François Hollande haben die Franzosen maßlos enttäuscht. Beide Präsidenten haben das höchste Amt in einem Ausmaß beschädigt, das in seiner ungeheuren Dimension erst nach und nach wirklich zutage tritt. Das Diktum, nach dem jedes Volk die Regierung bekommt, die es verdient, trifft hier nicht zu. Vielmehr war es so, dass die Franzosen eigentlich nur versucht hatten, alles richtig zu machen – und das gleich zweimal hintereinander, mindestens. Dass sie sich dabei jeweils für den Gegenentwurf des versagt habenden Vorgängers entschieden, half am Ende leider überhaupt nicht.

Dabei schien am Anfang alles herrlich einfach: Die Franzosen hatten Nicolas Sarkozy, den hyperaktiven Omnipräsidenten mit seinem Gefuchtel und Gezucke, dermaßen satt, dass allein seine Ablösung wie die Garantie für eine erfolgreiche Präsidentschaft wirkte. »Bitte schaffen Sie ihn uns vom Hals«, riefen die Leute dem Kandidaten Hollande während seiner Wahlkampfveranstaltungen zu.

Und er, der Mann mit der Brille und der Allerweltsstatur, der zuvor noch nie auch nur als Minister einem Kabinettt angehört hatte, blinzelte freundlich und genoss. Er war plötzlich nicht

mehr blass und langweilig. Sondern verkörperte auf einmal genau das, wie jemand sein musste, um zum Präsidenten gewählt zu werden: Er war der vollendete Gegenentwurf zum exaltierten Sarkozy. Elf Jahre lang war Hollande Generalsekretär des PS, der sozialistischen Partei, gewesen. Er trug keine Rolex, keine Ray-Ban, und seine Partnerin war kein singendes Supermodel mit Ex-Liebhabern wie Mick Jagger oder Eric Clapton.

Die Geschichte ging trotzdem böse aus, und es gibt einige im engeren Umfeld Hollandes, die nach wie vor glauben, die Affäre Trierweiler habe großen Anteil am so gar nicht enden wollenen präsidentiellen Ungemach.

François Hollande jedenfalls versprach, sein Land gerechter zu machen. Er versprach auch, wäre er erst Präsident, sich zu jedem Zeitpunkt exemplarisch zu verhalten; das Politische nicht mit seinem Privatleben zu vermengen. Er wollte anders sein als Sarkozy, wollte anders regieren, sollte das heißen. Er ist bis heute davon überzeugt, Wort gehalten zu haben. »Le changement, c'est maintenant«, lautete sein Wahlkampfmotto 2012. Veränderung, sofort. Die Franzosen glaubten ihm das.

Er möge die Reichen nicht, sagte der Kandidat Hollande, die Finanzwelt sei sein Feind, sagte er. Gewollt, ja gewünscht war dieser krasse Gegensatz zu Nicolas Sarkozy, der viele Superreiche zu seinen besten Freunden zählte. Der auf ihre Kosten und auf ihren Jachten urlaubte oder sich auf ihre Luxusanwesen einladen ließ.

Hollande gefiel den Franzosen, auch weil er sich skeptisch gab den Märkten gegenüber, der Wirtschaft, dem Finanzwesen. Er gefiel mindestens all jenen, die im Grunde von sich glauben, links der Mitte zu stehen – jedenfalls auf der besseren, der richtigeren Seite. Und das sind ziemlich viele. Es gefiel ihnen, wie der Kandidat Hollande ihnen überhaupt so viel besser gefiel als der Präsident Hollande. Der sich sein Zögern und Zaudern nur zu gern als Nettigkeit oder Kompromissbereitschaft auslegen ließ, damit aber – auf lange Sicht – trotzdem nicht punkten konnte.

Kratzer im Selbstbild der französischen Linken allerdings dürften ihr die zahlreichen Affären in Hollandes Amtszeit beschert haben. Vom Haushaltsminister Jérôme Cahuzac, der die Steuerflucht bekämpfen sollte, privat jedoch verwaltete der frühere Schönheitschirurg gemeinsam mit seiner Frau Schwarzgeldkonten im Ausland. Hollandes Redenschreiber Aquilino Morelle ließ sich täglich seine Budapester von professionellen Schuhputzern polieren – auf Kosten der Steuerzahler selbstverständlich. Und dann war da noch der Staatssekretär, der weder Steuern noch seine Stromrechnung zahlte, und der, als das Ganze publik wurde, vorgab, an einer »administrativen Phobie« zu leiden. Selten war *La Gauche* mehr *caviar*. Selten fiel es der Opposition leichter, eine dekadente Linksregentschaft anzuprangern.

Und damit seien nur drei solcher Affären genannt, die durch ihren Einfallsreichtum und durch satirische Qualitäten durchaus belustigen könnten, wären ihre Konsequenzen genauso erheiternd. Die Abnutzung der französischen Demokratie hingegen, ihre rapide sinkende Glaubwürdigkeit in fast allen Belangen kam in den vergangenen Jahren aber vor allem einer Person zugute: Marine Le Pen.

Wenn Nicolas Sarkozy mit seiner Kärcher-Rhetorik und den Identitätsdebatten dem Front den Boden bereitet und dessen Themen salonfähig gemacht hat, dann hat Hollande die Franzosen mit seinem Zaudern, seinem Verzagen derart frustriert, dass diese im ewigen Wechselspiel zwischen Konservativen und Sozialisten keine wirkliche Alternative mehr sehen. Marine Le Pen war die Erste, die damit warb, »weder rechts noch links« zu sein, sondern »anti-system«. Eine Gegenkraft zu den Etablierten, wahlweise auch »denen da oben« oder »La caste«.

Emmanuel Macron tat es ihr nach.

Während der Endphase des Wahlkampfs, bis kurz vor der ersten Runde am 23. April, wechselten sich die beiden an der

Spitze der Umfragen ab. Mal war Le Pen bei den Wählern die Beliebtere, mal Macron. Dann lagen, das Finish könnte dramatischer nicht sein, plötzlich vier Kandidaten vorn. Neben Le Pen und Macron auch der linksextreme Jean-Luc Melenchon und der Konservative François Fillon.

Aber nur weil sich diese Elite, von Kindesbeinen an selektiert, tatsächlich so abgehoben geriert, kann Marine Le Pen mit ihren Suaden gegen sie punkten. Auch der so normal anmutende François Hollande entstammt dieser Kaste. Aufgewachsen im reichen Neuilly-sur-Seine, hat er gleich drei der sogenannten »Grandes Écoles« absolviert. Sein Kabinett bestückte er mit Kommilitonen aus seiner Promotionszeit an der École Nationale d'Administration. »Voltaire« taufte sich der Jahrgang. Ihm gehörte auch seine frühere Lebensgefährtin Ségolène Royal an, Mutter seiner vier Kinder. Jean-Pierre Jouyet, Generalsekretär im Élysée, war dabei, wie auch sein Finanzminister und enger Vertrauter Michel Sapin.

Als Präsident bekommt Hollande seine antrainierten Technokraten-Reflexe nur schwer in den Griff. Seine Politik ging nicht auf, weil er es verpasste, zum richtigen Zeitpunkt das Richtige anzupacken. Weil er nie erklärte, was er warum überhaupt anpacken wollte.

Die Senkung der Abgaben für Unternehmen verzieh der linke Flügel seiner Partei François Hollande nicht. Und Hollande räumte den Ideologen, denen alles Pragmatische fremd ist, einen Platz in seiner Regierung ein. Auch hier verkalkulierte er sich, seine Taktik, die immer bloß Taktik blieb, und nie Strategie wurde, lief, einmal mehr, ins Leere. Denn Aufwiegler wie sein erster Wirtschaftsminister Arnaud Montebourg, dem er seinen Spitznamen Flanby verdankt, Pudding, ließen sich nicht beschwichtigen oder gar besänftigen. Sie positionierten sich am Kabinettstisch gegen ihn, profitierten von seiner Schwäche. Am Ende griff Hollande durch und entließ ihn – viel zu spät, sagen viele –, nachdem er sich bei einem Sommerfest

leicht angeschickert öffentlich über das Reformgebaren seines Chefs lustig machte.

Montebourgs Nachfolger hieß: Emmanuel Macron.

Schon Jacques Chiracs zweite Amtszeit glich eher der Simulation einer Präsidentschaft. Da war sie zwar noch, die altherwürdige Präsidentenfigur in hoheitlicher Funktion, aber es war nicht mehr viel mehr als eine Hülle. Chirac äußerte sich etwa vier Mal im Jahr öffentlich – ein Präsident, so die Devise, steht über den Dingen, macht sich rar. Er gab keine Interviews, er hielt Hof. Auch in einem Fernsehstudio. Und Journalistendarsteller wie Patrick Poivre D'Arvor stellten keine Fragen, sondern gaben allenfalls Stichworte, Eselsbrücken für den Präsidenten, um seine stets erfolgreiche Bilanz abzuspulen.

Ähnlich David Cameron bei dem von ihm angesetzten Referendum über den EU-Ausstieg Großbritanniens war Chirac überrascht, als die Franzosen im Mai 2005 den Entwurf für eine europäische Verfassung ablehnten. Dabei hatte er selbst jahrelang höchstpersönlich gegen Europa, gegen Brüssel gewettert. Wann immer etwas nicht so lief wie geplant, wenn ein Sündenbock gebraucht wurde, war das »la faute à l'Europe«.

Das Brüssel-Bashing begann lange bevor Le Pen, Wilders und Co. daraus ihre Raison d'être machten. Was in diesem Moment, was bei diesem Volksentscheid im Mai 2005 zum Vorschein kam, war die schon länger schwelende und stetig wachsende Skepsis einer zunehmend globalisierungsfeindlichen, weil ängstlicher werdenden Gesellschaft. Es war tatsächlich auch das Gespenst dieses polnischen Klempners, der seine Dienste zu Dumpingpreisen feilbot, das die Franzosen derart umtrieb, dass sie schließlich mit 55 Prozent gegen einen europäischen Verfassungsentwurf stimmten. Dieser hätte unter anderem den Vorteil gehabt, die europäischen Institutionen endlich handlungsfähiger zu machen, außerdem klientelistische Auswüchse zurückzustutzen.

Für die Vertragsratifizierung wäre eigentlich keine Volksabstimmung nötig gewesen: Chirac hatte – genau wie elf Jahre später Cameron in Großbritannien – aus einer Laune heraus, wahrscheinlich auch aus Hybris, dazu aufgerufen. Von ihm gedacht als ein großes, nationales Bejahen seiner Politik. Selbstverständlich in der Annahme, die Franzosen seien sich ihrer Rolle als Gründungsnation gewiss und würden sich dafür aussprechen. Er täuschte sich. Und die Welt, zumindest aber Resteuropa und vor allem das Nachbarland Deutschland merkten, vielleicht zum ersten Mal, welch tiefer Graben die herrschende Klasse auf der anderen Rheinseite von der Bevölkerung trennte.

Wann die Entfremdung zwischen politischer Klasse und Bürgern tatsächlich ihren Ursprung nahm, lässt sich nicht ganz genau festlegen. Höfisches Gebaren jedenfalls war der *classe dirigeante* nie fremd; in Frankreich war Erfolg in der Politik, anders als in Deutschland, so gut wie nie mit der sogenannten Ochsentour verbunden. Hier musste niemand durch die Ortsvereine wuseln; wer nach oben kam, war es meist schon, qua Geburt sozusagen. Und anders als in Deutschland erfuhren die angestammten Eliten, die Bourgeoisie, wenn man so möchte, so gut wie keine Zäsur durch den Zweiten Weltkrieg.

Gegen Ende seiner Amtszeit wirkte der Hühne Chirac zunehmend fragiler, durchscheinend fast, manchmal greisenhaft entrückt. Hinter der Hülle dieses letzten Staatschefs alter Schule schimmerten die zahlreichen Affären, die ihm angingen. Und sein Erzfeind, der Innenminister, scharrte mit den Füßen und versicherte ein ums andere Mal, nicht nur beim Rasieren an Chiracs Amt zu denken: Nicolas Sarkozy wollte übernehmen – und, was sonst, alles anders machen.

Und genau wie heute bei seinem Nachfolger François Hollande blieb da vor allem eines: kolossale Enttäuschung. Nutznießer des immensen Frusts waren und sind Marine Le Pen und ihre Rechtsaußenbewegung, der Front National.

Auch Emmanuel Macrons kometenhafter Aufstieg verdankt

sich zum allergrößten Teil dieser Enttäuschung. Ansonsten herrscht – bestenfalls – klamme Ratlosigkeit: Wenn die bürgerliche Rechte nichts zuwege bringt, die Sozialisten aber auch nicht, was dann?

Und so konnte man in den vergangenen Monaten, in den vergangenen Jahren einer schleichenden Auflösung des jahrzehntelang vorherrschenden Zweiparteiensystems zuschauen. Die Konsequenz daraus ist eine Zersplitterung, zugleich eine Zerrüttung, die das politische System, die die Demokratie der Republik zermürbt. Das ist das eine. Und das andere – ungleich gefährlicher – ist, dass sich die zuvor in Frankreich gar nicht so gewaltige Politikverdrossenheit zu einem gewaltigen Politikekel gewandelt hat.

Das ewige Wechselspiel zwischen Konservativen und Sozialisten scheinen die Franzosen leid zu sein – für sie ändert sich ja eh nichts, egal wer regiert. Die Glaubwürdigkeit der etablierten Parteien ist mit jedem Jahr weiter geschrumpft. Und je schlechter es für François Hollande lief, desto besser lief es für Marine Le Pen. Dass es gelungen ist, den Front von einer Protestpartei in eine wirkliche politische Kraft zu verwandeln, darf sich Hollande auch als sein Verdienst auf die Fahnen schreiben. Statt Le Pens Nationalismen etwas entgegenzusetzen, hat er die Politik seines Vorgängers Sarkozy fortgesetzt: eine Politik der leeren Versprechungen, der hohlen Worte.

Als der Front 2014 die Europawahlen gewann, erklärte Hollande am Wahlabend mit ernster Miene, das Ergebnis korrespondiere nicht »mit der Rolle Frankreichs in Europa«. Doch mit gewichtig klingenden Verlautbarungen lässt sich die Realität nun einmal nicht ändern. Im Europaparlament sitzen heute doppelt so viele FN-Abgeordnete wie Sozialisten.

Le Pen gibt vor, gegen »die da oben« zu kämpfen. Sie hat damit Erfolg, weil sich die Pariser Elite tatsächlich so abgehoben geriert. François Fillon, nach seinem Sieg bei den Vorwahlen der Konservativen aussichtsreichster Kandidat für die Präsi-

dentschaft, lässt sich, schon mitten im Skandal um die Scheinbeschäftigung seiner Frau und Kinder, Maßanzüge für Tausende Euro schenken. Fillon findet auch nichts dabei, sündhaft teure Uhren zugeschickt zu bekommen, einfach so. »Na und?«, antwortete er auf die Frage, ob solch protzige Geschenke für ihn, den Politiker, nichts Anrühiges hätten.

»La caste« heißt Marine Le Pen die Pariser Regierenden, deren Lebensläufe man zumeist übereinanderlegen kann, derart deckungsgleich verlaufen sie. Es gibt noch eine zweite Bezeichnung für sie, weniger freundlich: *Tous pourri*, alle verdorben. Fillon, seine Affären und die Art und Weise, wie er sie abwickelte, dürften dieser Bezeichnung noch einmal alle Ehre gemacht haben. In den Wochen vor der Wahl bündelte der Konservative mit den balkenhaften Brauen und der wohlklingenden Stimme all die Aversionen der Franzosen in seiner Person. Er verkörpert all das, was sie so satthaben an dieser regierenden Klasse. La caste.

François Hollande, ein hoffnungsloser Fall

Es gibt diese Szene im Film von Yves Jeuland, in der sich zwei ältere Männer, einer von ihnen ein bekannter Historiker, über François Hollande unterhalten. Sie sind zu Gast im Élysée-Palast, der Präsident ehrt an jenem Abend den Schriftsteller Jean d'Ormesson. In dunklem Anzug stehen die beiden mit ihren Champagnerflöten etwas abseits und unterhalten sich. Zwischen zwei Schlucken schüttelt der Historiker den Kopf und murmelt: »Ich habe noch nie einen Politiker erlebt, der bis zu seiner Wahl so viel Glück hatte – und danach ausschließlich Pech.« Wer die fünf Jahre, in denen François Hollande an der Spitze Frankreichs stand, beobachtete, wollte tatsächlich öfter mal den Kopf schütteln.

Als Jeulands Dokumentation, für die er Hollande sechs Mo-